# Jules.

**Novelle von Robert Grötzsch.**

Jules Laroche hätte doch auf die Leute hören sollen. Es kommt immer so, wie die prophezeien, die es immer gesagt haben. Mit Monsieur Laroche wenigstens konnte es beinahe so kommen, wenn die deutschen Barbaren solche Unholde wären, wie sich das Madame Marguerite Laroche vorstellte. „Jules, schwätze nicht, die Boches verstehen auch französisch und sind grausam!" hatte sie gewarnt, als der Gatte an jenem katastrophalen Tage seine Mütze aufsetzte, den Nasenwärmer anzündete und auf die Straße stieg.

Jules protestierte nicht. Sorglos, kurzbeinig und gut durchwachsen glitt er an den Häusern entlang, hatte bereits seinen Nachbar, den Tavernenwirt Picollet, am Arm, redete geradeaus in die Luft, ließ Wort um Wort über die nach abwärts gewölbte Unterlippe plätschern, gab bleigrauen Tabaksdampf von sich und schmiß halblaut geflüsterte Beschimpfungen seitwärts gegen einen Trupp deutscher Landsturmleute, die mit hartem Tritt auf die Wache zogen. „Jules, schwätze nicht," knurrte Vater Picollet, „die Boches haben Ohren an allen Ecken, schwätze nicht."

Jules protestierte auch diesmal nicht; oh lala, dies „Jules, schwätze nicht" nahm er längst nur noch wie einen alltäglichen Gruß hin, der ihm seit Kindesbeinen zukam. „Jules, schwätze nicht" hatten schon seine Lehrer täglich gewarnt, aber seine Schwätzlust blieb. Als Jüngling und Mann trug ihm der Schwatz oft Pein und Kummer ein, aber über alledem triumphierte Jules Bedürfnis, das Herz an allen Ecken auszuleeren und die Gefühle seimig über eine Unterlippe zu ergießen, die in der Mitte spitz gewölbt nach auswärts strebte, wie die Schnauze eines Sahnenkänncheus.

„Monsieur Laroche, Sie plappern sich einmal um Kopf und Kragen," versicherte der alte Maheu in der Taverne Picollet am zweiten Tage nach dem Einzug der Deutschen. Der Alte war betrunken, und was der in der Bezechtheit redete, stimmte immer. Das hätte Jules bedenken sollen, hätte nicht an jenem Eckladen stehen bleiben, sich nicht unter die Leute mischen, hätte den neuen Anschlag der deutschen Etappen-Kommandantur entweder leiser oder milder kritisieren sollen.

Aber kaum hatte Jules zu lesen begonnen: „Wer in seinem Hause französische oder englische Versprengte versteckt hält ...", kaum hatten sich seine dunklen Mopsaugen an das Plakat gehangen, da begann sein Sahnenkännchen überzufließen? „Verdammte Boches! Schweinebande! Gemeine Barbaren, Schweinebande verfluchte ..."

Er sprach ohne Aufenthalt und Satzpausen, sah schon den Eckladen nicht mehr, in dem er sich täglich sein Tabakspäckchen Scaferlati ordinair für dreißig Centimes holte, bemerkte auch nicht, wie seine Zuhörer unruhig zur Seite wichen. Erst als sie nervöse Zeichen machten, da erst — — aber da war's zu spät.

Da war um Jules herum viel verändert. Da gähnte um den erschrockenen Redner ringsum ein leerer Raum, die Mitbürger von Mesnoy hielten verlegen ein Stück abseits, dicht vor ihm aber reckte sich der deutsche Barbar: einer vom Landsturm; groß, massiv, schwer; kernhaft und für die Dauer. Nicht einmal der Klemmer ließ merken, daß hinter dem feldgrauen Zeug der Schriftgelehrte Ludwig Gwindel steckte. War der Kerl vor der Hölle oder vom Tabakladen ausgespien worden? War er um die Ecke geschneit? Für Jules blieb keine Zeit, diese Frage aufzuklären, denn der schwere Boche hatte schon das Wort ergriffen. Sprach in milder Strenge und tadellosem Französisch: „Monsieur, Sie haben soeben die deutsche Armee beschimpft, haben sie Schweinebande und sonstwas genannt. Verkneifen Sie sich das künftig, sonst läuft's einmal übel ab: ich warne Sie im Guten!"

Jules Mitbürger waren mählig außer Hörweite gerückt. Ein grauhaariger Alter hatte für alle Fälle den Filz heruntergetan. Nur Jules blieb sich gleich: er ließ den Sahnengießer überlaufen. „Monsieur, oh, Sie haben falsch gehört; pardon, Monsieur, aber Sie haben ganz falsch gehört." Und er habe nur auf die Schweinebande räsonniert, die noch immer Versprengte versteckt hielt und Unheil stiftete, die Schweinebande. „Oh, Monsieur, ganz falsch haben Sie — — — —"

Unter dem Landsturm-Tschako erschienen drei Stirnfurchen des Unwillens. Ehe sie von Jules richtig gedeutet werden konnten, fühlte er sich derb am Arme gepackt, während die erst so sachliche Stimme des Landstürmers rauh in Monsieur Larochen Ohren hämmerte: „Wissen Sie — ach was, jetzt kommen Sie mit. Nein diese erbärmliche Schwindelei ist mir zu dumm!"

Das massive feldgraue Gebäude bebte vor Aerger und setzte sich barsch in Bewegung. Der kleine Knopf auf Jules Mütze schwamm neben dem Tschako davon.

Dies ereignete sich in rosagefärbter Dämmerung.

Doch abgesehen von einem deutschen Wachposten, dem auch der Weltkrieg die Lyrik nicht verekeln konnte, wurden in Mesnoy die Süßigkeiten dieses Abends von niemandem gebührend beachtet. Wer von den Bürgern und Bürgerinnen der Stadt nicht unter der Bettdecke steckte, beschäftigte sich mit dem neuesten Helden des Ortes.

„Jules, ein Schwätzer?" — fuhr Vater Picollet seine Frau an und goß noch einen Cider ein — „ich habe es immer gesagt, Jules schwätzt manches, aber er steht auch hinter seinen Worten!"

Und dies war die Meinung von Mesnoy. — „Schweinebande, sagte er. Alle haben das Wort deutlich gehört, alle, die dabei waren. Oh, er ist ein Held, Monsieur. Ob man ihn wohl schon füsiliert hat? In der Rue St. Anne ist ein Knall vernommen worden, Madame ..."

Der Knall stammte von dem geplatzten Reifen eines Autos. Jules jedoch hockte bleich, aber lebendig in der Arreszelle der deutschen Kommandantur. Draußen klappte der eintönige Schritt der Wache. Dumpfer Kanonenbonner grollte aus der Ferne her. Der furchtbare Ernst des Krieges dringt mit ehernen Schallwellen auf Jules Seele ein, rüttelt sie um und um, kehrt, fegt und stäubt sie mit stählerner Rute. Er weiß, was man im ganzen Neste munkelt: da ist neben der Arreszelle ein Schuppen — der rote Schuppen! — in dem täglich füsiliert wird. Täglich! Die Wände sind mit Blut bespritzt. Das weiß Jules bestimmt. Ganz bestimmt. Aber er weiß nicht, was die Boches mit ihm vorhaben. Werden sie ihn füsilieren? Er stöhnt. Die stählerne Rute der Reue stäubt, kehrt, fegt in seiner Seele rasend umher.

Gar nicht weit von Jules konnte noch ein anderer nicht zur Ruhe kommen; Unteroffizier Ludwig Gwindel. Auch seine Augen bohrten durchs Fenster hindurch ein Loch ins Nachtdunkel, und seine Ohren horchten die Straßen entlang, als wollten sie jeden Laut der Arreszelle auffangen. Wenn sich der Häftling in seiner Seelenangst nun etwas antat! Sich am Hosenträger aufhängte, Frau und Kinder hilflos zurückließ! Das alles einer Lappalie wegen ...! Durch ihn, einen deutschen Unteroffizier, würde die Familie ins Elend kommen, der Knabe vielleicht zum Verbrecher, das Mädchen zur Dirne werden. Eine verhärmte Frau würde noch lange ihre abgezehrte Faust gegen den Urheber dieses Elends schütteln. Selbstverständlich rannte die Frau schon verzweifelt in der Nacht umher. Und der Mann! Wahrscheinlich hatte er nur so überflüssig draufgeschwindelt, um sich für die milde Warnung erkenntlich zu zeigen. Gewissermaßen aus Höflichkeit gelogen. Wie rührend er die Tabakspfeife in der Hand gehalten hatte ... Vielleicht hing er schon in der Zelle.

Jules hing allerdings, aber nur an dem schimmernden Hoffnungsfaden, den die graue Morgendämmerung spann. Seine Augen sahen mit frischgeborenem Blick in ein neubackenes Leben. Neue Hoffnung und gute Vorsätze glommen in diesen Augen. Denn was wissen wir von der aufrüttelnden Wucht der Seelenkämpfe, die dieser Mann in jener Nacht ausfocht? Genug: morgens fünf Uhr knarrte ein Schlüssel fröhlich im Schloß der Zelle und in den jungen Tag hinaus schritt Jules zwar unrasierter denn je, aber dafür ernst, gesetzt, mit einem neuen Mechanismus in der Seele und frei!

Als er am nächsten Tage dem Unteroffizier Gwindel begegnete, grüßte die Mütze mit breitausladendem Schwunge und Jules warf dankbare Blicke über die Straße, die, ins Deutsche übersetzt, etwa besagt hätten: „Merci bien, Monsieur! Es war eine gute Lehre! Ich war auf dem besten Wege, mich um Kopf und Kragen zu reden, Monsieur. Ich bin kuriert. Merci, Monsieur!" Und er lächelte freundlich und schwenkte die Mütze noch einmal. Gwindel schaut betreten zur Seite, denn in ihm wird eine quälende Stimme laut: „Dort geht der Mann, dem du eine wahrscheinlich grausige Nacht verschafft hast; einer Lappalie wegen; sieh, wie er höhnisch feixt, wie er die Mütze höhnisch schwenkt; geschieht dir recht, mein lieber ..." Das Nest Mesnoy aber hat seit jenem Tage einen Helden. Kein redlich denkender Bürger kann sich entsinnen, von Jules je flau gedacht zu haben. Von wem sprachen Sie, Monsieur? Jules Laroche? Oh, er redete seit jeher gerade und mannhaft heraus. Er warf es dem hünenhaften Boche noch einmal ins Gesicht: Schweinebande, sagte er. Oh, er ist ein Held! ...

---

**Kein** Mensch kann seinen Kindern ein höheres Erbe lassen, als — ein Beispiel.

---

Wie der Regen, so der Schirm. — Frau: „Anna, den Regenschirm." — Anna: „Welchen, gnädige Frau, den feinen oder den andern? — Frau: „Regnet's fein oder stark? — „Anna: „Fein!" — Frau: „Dann bringst Du den seidenen."

# Unsere Füße.

Je weiter die Zivilisation fortschreitet, umso größer scheinen die Fußbeschwerden der Menschheit zu werden. Daß dieses nicht an einer Veränderung in der Fußbeschaffenheit liegt, wird wohl Jeder ohne weiteres zugeben. Also müssen wir die Veranlassung zu den Fußleiden der Menschen schon anderwärts suchen. Wir brauchen auch gar nicht weit in die Ferne zu schweifen, um vielleicht jemand anders die Schuld „in die Schuhe" zu schieben, sondern können uns getrost damit begnügen, vor unsere eigenen Türe zu fegen.

Der hauptsächlichste Erzfeind unserer Füße ist die Eitelkeit, die besonders in Bezug auf die Fußbekleidung in den letzten zwanzig Jahren gewaltig überhand genommen. Vor dieser Zeit, als Jedermann noch Kalblederschuhe mit verhältnismäßig dicken Sohlen trug, hörte man viel weniger Leute über ihre Füße klagen, während jetzt die Chiropodisten überall zu finden und dem Uebel nur momentan Erleichterung, aber keine endgültige Abwehr entgegen setzen können.

Ein wohlbekannter Arzt stellte einmal die Behauptung auf, daß nach seiner Ansicht Schuhe nur durch geprüfte Fußärzte verkauft werden sollten. Er begründete seine Behauptung folgendermaßen:

Im menschlichen Fuße liegt ein Nervenzentrum, welches an Wichtigkeit gleich hinter dem Nervenzentrum des Gehirnes steht. Außer den Funktionen der Nerven hat aber der Fuß auch das Gewicht des Körpers zu tragen, den fortwährenden Zusammenprall mit moderner Pflasterung auszuhalten und hat noch dabei die Pflicht „dekorativ" zu sein! — Wir wählen unsere Fußbekleidung mehr nach dem Aussehen, als nach der Form des Fußes, und beschwören durch solchen Unverstand nicht nur Fußleiden, sondern auch allerlei andere, meistens nervöse Gebrechen über uns herauf.

Ebenso wie die Natur keine zwei Menschen genau gleich erschaffen, hat sie auch keine zwei Körperteile eines Menschen genau gleichmäßig geformt. Trotzdem aber zwängen wir unsere Füße in ein Paar absolut gleichgeformte Schuhe! Und wundern uns dann, wenn die derartig mißhandelten Extremitäten rebellieren! —

Durch schmerzende Füße aber, und auch durch die Hast, mit der wir modernen Menschen durch das tägliche Leben jagen, büßen wir viel an Schönheit der Bewegung ein. „Die Kunst des Gehens ist die Signatur der Würde eines Menschen", sagt ein Gelehrter. Der Gang gibt dem Körper Haltung, Kraft, Grazie und Persönlichkeit.

Wenn wir nun aber auch bisher eigensinnig gegen selbst uns gewütet, zum Knechte der Mode geworden sind, ist es doch noch nicht zu spät zur Einsicht und Besserung. Es besteht wohl kein Zweifel, daß die meisten Schuhverkäufer in Ausübung ihrer Tätigkeit viel Gelegenheit zum Sammeln von sachgemäßer Erfahrung haben, von der man, wenn man es nur wollte, profitieren könnte.

Vor Allem aber trachte man, bei Kindern zu verhüten, was man selbst in vielen schmerzensreichen Stunden gelitten hat. Das Füßchen eines Kindes ist weich und zart! Wie Wachs schmiegt es sich in die einengende Hülle des Schuhes! Hat dieser aber nicht die rechte Form, so ist der Fuß auf Lebenszeit verdorben und das kleine Wesen muß andauernd darunter leiden.

Wenn das Kindchen zu laufen anfängt, sind meistens die Beinchen noch zu schwach, um den verhältnismäßig schweren Körper zu tragen. Dafür gibt es besondere, mit Fischbeineinlage versehene Schuhe, die den schwachen Knöcheln die nötige Stütze verleihen.

Wenig angebracht ist die Gewohnheit, den Kindern die Schuhe zu groß zu kaufen, „zum Hineinwachsen", denn in den meisten Fällen sind die Schuhe längst alle, ehe der Fuß so viel gewachsen, und hat dem Kinde dann niemals richtig gepaßt.

Ist ein Erwachsener mit Fußleiden behaftet, so sollte er zuerst zum Chiropodist gehen, um eventuell Hühneraugen, Hornhaut oder eingewachsene Nägel behandeln zu lassen; dann sich aber einem tüchtigen Schuhspezialisten anvertrauen. Dieser sollte mit der Anatomie des Fußes genügend bekannt sein, um den richtig passenden Schuh zu wählen.

---

Unter andern seltsamen Dingen, die dem Reisenden bei seiner Ankunft in Moskau auffallen, ist die Tatsache, daß die Kutscher der Droschken, der Equipagen und anderer Gefährte keine Peitschen in der Hand halten. Das ist dort nämlich durch ein Gesetz verboten. Der vortreffliche Zustand ihrer Pferde zeugt für die wohltätige Wirkung dieser Maßnahme. Nirgends findet man flinkere und besser gepflegte Pferde als in der alten Krönungsstadt Moskau.

# Der „Aussprache-Fex."

An die Beurteilung sprachlicher Dinge sollte man nicht mit dem Gefühl herantreten. Es ist komisch Lautlehre und Grammatik unter die Fuchtel eines mehr oder minder entwickelten nationalen Selbstgefühles stellen zu wollen. Die Leute, die England und Frankreich einen tödlichen Stoß zu versetzen meinen, wenn sie den Nasal oder das „th" in Fremdwörtern falsch oder gar nicht aussprechen, werden zum Siege der deutschen Kultur nicht überwältigend beitragen. In der Sache selbst wird der Gebildete gut tun, Fremdwörter nach den Lautzeichen ihrer Sprachen auszusprechen, wenn er diese Aussprache sicher kennt und ihrer mächtig ist. Wer „Wehrdun" sagt, wenn er der Aussprache Verdun sicher ist, ist nichts als ein lächerlicher Teutonerich. Wer kein Französisch gelernt hat, mag ruhig „Werduhn" sagen. Das ist jedenfalls besser, als wenn er ein „Ferdent" produziert, das zwischen beiden Sprachen hilflos stolpert. Und soweit sogar sei gegangen: wer genügend Leute um sich zu haben meint, die in der geschichtlichen Geographie Meister sind, der sage „Wirten" und übersetze es für die, die es nicht verstehen.

Soweit Fremdwörter durch häufigen Gebrauch allgemeiner bekannt sind, hindert uns nicht, sie Deutsch auszusprechen. Man kann „Budget" sagen und auf „budget," englisch oder französisch ausgesprochen, verzichten. So verfährt der Franzose — der sehr viel unbefangener (aber auch meist kenntnisloser) als der Deutsche der geistigen Einfuhr aus dem Auslande gegenübersteht — fast durchweg. Das Schlimmste und Lächerliche ist überall die unsichere oder sich blähende Halbbildung, die „Bödschee" sagt oder „Büttschett". An und für sich aber wüßte ich nicht, weshalb man jemandem, der Fremdwörter — soweit sie unvermeidlich sind oder eine wesentliche Erweiterung der Ausdrucksmöglichkeit bedeuten — nach den Lautgesetzen ihrer Sprache einwandfrei aussprechen kann, daraus einen nationalen Vorwurf machen soll. Bemitleidenswert sind nur die Zeitgenossen, die mit sehr problematischen Sprachkenntnissen auf den „Dont-Juan" und das „Elldorado" Wert legen.

## Scheinwerfer.

Neue Untersuchungen liegen vor, die in Frankreich angestellt sind und allgemeines Interesse beanspruchen. Zunächst läßt sich eine allgemeine Formel aufstellen für die Reichweite eines Scheinwerfers, die von der Kerzenstärke der Leuchtflamme, von der Durchlässigkeit der Luft, von der Sehschärfe des Beobachters und von der Farbe des zu beobachtenden Gegenstandes abhängt. Nähere Angaben darüber bringt Dr. Mahlke-Hamburg in der „Deutschen Optischen Wochenschrift," wo auch die für alle praktischen Zwecke wichtige Formel zur richtigen Wahl der Kerzenstärke eines Scheinwerfers, der bestimmte Aufgaben zu erfüllen hat, gegeben ist.

Von ganz besonderem Interesse sind die Versuche, die mit einem Scheinwerfer von bestimmter Kerzenstärke daraufhin angestellt sind, wieweit ein Strahlenkegel noch sichtbar bleibt. Bei einer Stärke der Lichtquelle von 8000 Kerzen verschwand ein schwarzgekleideter Mensch schon in 125 Meter Entfernung, ein blau gekleideter in 180 Meter und ein grau bekleideter Mensch erst in 350 Meter Abstand vom Beobachter. Aus diesen Versuchen scheint hervorzugehen, daß die graue Felduniform, die bei Tageslicht so außerordentlich günstig zur Erhöhung der Unsichtbarkeit des Zieles ist, während der Nachtzeit so viel weniger zur Unkenntlichmachung geeignet sein dürfte.

## Feuerspritze als Geschütz.

Die Wiener „Reichspost" veröffentlicht aus Feldpostbriefen vom österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz zwei lustige Episoden. Aus Tarvis in Kärnthen, in dessen Nähe um das Grenzfort Malborgeth gekämpft wird, berichtet ein Kriegsteilnehmer: Die alte, ehrwürdige Feuerspritze von Malborgeth, deren Daseinstage bereits gezählt waren, mußte jetzt auch in den Krieg. Eines schönen Tages stand sie, dem welschen Artilleriebeobachter leicht sichtbar aufgestellt, als schweres Geschütz verziert, drohend da. Und wirklich begann ein wahnsinniges Artilleriefeuer auf den alten Feuertöter. Lange Zeit sausten Granaten und selbst solche schwersten Kalibers gegen das drohende Ungetüm, bis es endlich, getroffen, sein Dasein beschlossen hatte. Der italienische Bericht erzählte dann von der „Niederlegung einer schweren österreichischen Batterie." — Auf Grund dieses guten Erfolges erwägt man jetzt bei den Oesterreichern, an die Gemeinden zwecks Ueberlassung weiterer solcher „schwerer Batterien" heranzutreten.

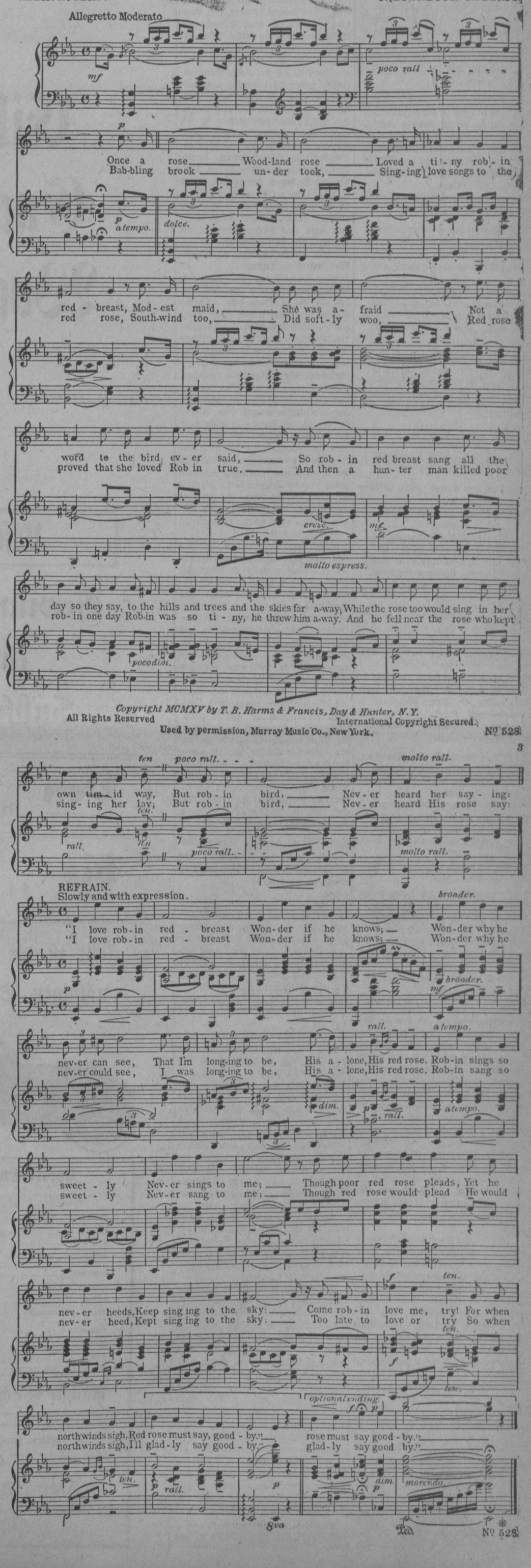
---

Ein Feiner. — Lebemann (als er die Eheringe zur bevorstehenden Hochzeit bestellt, zum Juwelier): „Von dem meinigen machen S' mir gleich drei ganz gleiche Stück', ..... wenn man mal bei einer Redoute oder sonstwo einen verliert, daß ich gleich Ersatz habe!"


Norah Bayes Song Success

The Robin And The Red, Red Rose.

Words by ALEX. ROGERS. Music by C. LUCKEYTH ROBERTS.




Copyright MCMXV by T. B. Harms & Francis, Day & Hunter, N.Y.
All Rights Reserved International Copyright Secured.
Used by permission, Murray Music Co., New York.

№ 528

№ 528